

W E I H N A C H T E N

Die beiden Weisen des Friedens

Die lukanische Weihnachtsgeschichte hat nicht zufällig ihre Faszination aus jener Zeit, da sie das einzige Weihnachtsgeschenk unter Christen zu sein pflegte, auch in unserer Zeit, da der Handel Jahr um Jahr einen neuen Umsatzrekord anstrebt, im Kreis der Glaubenden und darüber hinaus behalten. Dies mag zum Teil an der großartigen erzählerischen Gestaltung der Weihnachtslegende liegen, die zum „Krippenspiel“ geradezu einlädt.

In der ersten Szene wird der Blick des Lesers von dem mächtigen Kaiser Augustus, dem Beherrscher des Weltkreises, sogleich auf die intimen, uns menschlich so nahen Probleme eines jungen Ehepaares gelenkt, das sich auf Befehl des allgewaltigen Herrschers auf einen beschwerlichen

Weg machen muß, obschon die letzten Tage der Schwangerschaft Marias angebrochen sind und die junge Frau dann auch — in der Stadt der Väter zwar, aber unter nicht eben bequemen Umständen — noch während der Steuerzahlung ihr Kind zur Welt bringt.

Die zweite Szene wechselt den Schauplatz, von der Stadt auf das Land, von der Herberge auf das freie Feld, vom Tag in die Nacht. Auch diese Szene lebt vom Kontrast, freilich nicht von dem erträglichen Gegenüber des Herrschers und des gehorsamen Bürgers, sondern von der erschütternden Begegnung der Hirten mit den Boten Gottes, der irdischen Finsternis mit dem himmlischen Licht.

In der dritten Szene finden sich die beiden ersten zusammen. Die Hirten suchen das Kind in der Krippe und erzählen, was ihnen die himmlischen Gesandten über das Neugeborene gesagt haben: eine Kunde, über die sich alle wundern, die sie hören, und die Maria in ihrem Herzen bewahrt.

Welche Botschaft wird auf dem Hirtenfeld aller Welt kundgetan?

Man hat die Tatsache, daß die himmlischen Boten zuerst die Hirten aufsuchen, gerne sozialkritisch gedeutet: Gott besucht die Ärmsten, die Unbehausten, die Verworfenen. Aber der Erzähler unserer Geschichte denkt nicht daran, die Hirten in die ehrenvollen Lumpen des palästinensischen Proletariats zu kleiden. Sie sind vielmehr als Besitzer jenes Hauses gedacht, in dem Maria und Josef am Ziel ihrer Reise unterkommen und in dessen Krippe die Hirten zuerst nach dem neugeborenen Kind suchen. Die Hirten auf dem Felde erinnern den Leser der Erzählung daran, daß Gott

einst Samuel nach Bethlehem sandte, um David zum König zu salben, als er die Schafe hütete. In der Heiligen Nacht wird also der verheißene Gesalbte Israels geboren, der zum König aller Völker bestimmt ist.

So gesehen lebt die Erzählung von der Spannung zwischen dem Kaiser Augustus, der alle Welt für seine Steuerlisten einschätzen läßt, und dem Kind in der Krippe, durch das allem Volk eine große Freude widerfahren soll. „Friede auf Erden“ lautet die Botschaft der Engel. Der Mensch jener Tage dachte bei „Friede auf Erden“ an den römischen Frieden und an seinen Bringer, den Kaiser Augustus.

Mitten im verheerenden Bürgerkrieg noch, 42 oder 41 vor Christi Geburt, schrieb der römische Dichter Virgil seine Vierte Ekloge und kündigte die Geburt des Weltheilands, des Friedensherrschers an. Später dichtete er in der Äneis: „Dies ist der

Mann, dies ist er, der längst den Vätern Verheißene, Cäsar Augustus, Sohn Gottes und Bringer der Goldenen Endzeit.“

Als Augustus 29 v. Chr. nach beendetem Bürgerkrieg in Rom einzog, war seine erste Handlung, auf Anordnung des Senats den Tempel des Kriegsgottes Janus schließen zu lassen. Im Jahre 17 weckte er einen vergessenen Brauch auf und veranstaltete eine Säkularfeier, mit der das alte Säkulum des Krieges begraben und ein neues Zeitalter heraufgeführt werden sollte. Im Jahre 13 wurde der Friedensaltar des Augustus gestiftet und im Jahre 9 geweiht. Wie die jüngsten Ausgrabungen in Rom ergeben haben, stand er auf dem ehemaligen Marsfeld so inmitten der gewaltigen Sonnenuhr des Augustus, daß am Geburtstag des Kaisers, am 23. September, der Schatten auf der Äquinoktienlinie genau zur Mitte des Friedensaltars wanderte und demonstrierte, daß Augustus für den Frieden geboren war.

Aus allen Teilen des Landes klingt das Lob dessen, der nach langen Zeiten des Schreckens der Welt Ruhe, Wohlstand und die Segnungen des Friedens zurückgegeben hatte. Die Mauern der Städte zerfielen; Handel und Wandel breiteten sich aus; Straßen und Meere waren sicher. Der Wohlstand wuchs, der Tourismus blühte, der Luxus nahm zu.

Im Jahre 9 v. Chr., als in Rom der Friedensaltar des Augustus geweiht wurde, beschloß der Landtag der kleinasiatischen Griechenstädte, den Jahresanfang auf den Geburtstag des Kaisers zu legen. In dem entsprechenden Beschluß heißt es in der Sprache der politischen Theologie jener Zeit: „Die Vorsehung, die über allem Leben

waltet, hat den Augustus zum Heil der Menschen mit solchen Gaben geschmückt, daß sie ihn uns und den kommenden Geschlechtern als Heiland gesandt hat. Allem Krieg wird er ein Ende machen und alles herrlich ausgestalten. In der Erscheinung des Kaisers sind die Hoffnungen der Vorfahren erfüllt.“ An anderer Stelle lesen wir: „Erde und Meer kommen zum Frieden, Städte blühen in guter Ordnung, Eintracht und Glück; es ist die Zeit, in der alles Gute wächst und gedeiht, die schönsten Hoffnungen auf die Zukunft, die Heiterkeit im Blick auf die Gegenwart.“

Es liegt am Tage, daß die Weihnachtsgeschichte des Lukas diese Vorstellungen und Sprache aufnimmt, *parodiert*: „Siehe, ich verkündige euch große Freude... Euch ist heute der Heiland geboren... Friede auf Erden.“

Die frühe Christenheit wendet sich nicht gegen den wunderbaren Frieden des Augustus. Alle profitieren von ihm, und auch die christliche Mission nutzte die Möglichkeit des römischen Friedensreiches, als sie das Evangelium in wenigen Jahrzehnten vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen der Ökumene trug.

Aber die Weihnachtsgeschichte des Lukas besingt nicht den Frieden des Augustus, sondern den Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, den Frieden unter den Menschen des göttlichen Wohlgefallens, und sie verbirgt ihre Skepsis gegenüber dem römischen Frieden nicht, wenn sie von Augustus nur zu sagen weiß, daß er die Ökumene — den Weltkreis — für seine Steuer einschätzen läßt. Der Friede des Augustus war teuer, weil er von innen wie von außen ständig bedroht war. Er beruhte auf der Übermacht der römischen Waffen, auf der Abschreckung der inneren und der äußeren Gegner. Man bezahlte für ihn mit Abhängigkeit und mit Geld und war seiner doch nie sicher.

Der römische Friede wurde von unfriedlichen Mitteln getragen. Nicht friedfertige Herzen der Menschen garantierten ihn, soweit er überhaupt garantiert werden konnte, sondern die waffenstarken Legionen des römischen Heeres, die an den Grenzen aufmarschiert waren. Die große Gabe des Friedens wurde auf Lanzen spitzen dargereicht; ihre Segnungen waren Früchte eines Baumes, der seine Wurzeln tief in einen Grund von Angst getrieben hatte.

Darauf macht die Weihnachtsgeschichte aufmerksam, ohne Kritik, in nüchterner Feststellung. Der frühen Christenheit lag die Utopie fern, die Welt könne einen besseren Frieden herstellen als den Frieden des Augustus. Irdischen Frieden gibt es nie ohne Furcht und Sorge. Die Kritik der Weihnachtsgeschichte richtet sich im Gegenteil gerade dagegen, daß der Kaiser beanspruchte, nicht mehr so zu geben, „wie die Welt gibt“. Die Christen sahen mit Angst und Schrecken, daß dem Kaiser, welcher der Welt den Frieden gebracht hatte, als dem Friedensbringer göttliche Ehren zuteil wurden.

Er wurde „Heiland“ genannt, weil er die göttlichen Verheißungen eines ewigen Friedens erfüllte. Augustus ließ es zu, daß überall in den östlichen Provinzen Tempel für ihn und die Göttin Roma errichtet wurden. Seine Nachfolger ließen sich auch im Westen schon zu Lebzeiten als göttliche Herrscher feiern. Der herrliche Friede, den der Kaiser mit gewaltiger militärischer Macht erzwang, wurde durch die Vergöttlichung des Herrschers theologisch überhöht. Für diese politische Theologie des Römischen Reiches fielen das Heil der Welt und der römische Friede zusammen. Die machtvolle kaiserliche Friedenspolitik wurde zur unmittelbar sinngebenden Macht des menschlichen Daseins, der Mensch, in der Gestalt des Friedenskaisers repräsentiert, sein eigener Erlöser.

Wo immer der Friede scheiterte, die Grenze blutig verteidigt werden mußte, nationale Aufstände ausbrachen, Befreiungsbewegungen aufstanden und der politische Zwang sich zeigte, mit dem der Friede erkaufte wurde, da scheiterte mehr als der Friede und als ein politisches Programm: Da starb der Gott des Friedens, da ging ewiges Heil verloren, da verschwand der Sinn aus dem Dasein für Menschen, die politisch Machbares vergöttlichten.

Menschen sind Bettler, auf Gnade angewiesen

Die frühe Christenheit erkannte in jeder Vergöttlichung menschlichen Tuns die Wiederholung des Sündenfalls. Sie hatte die Tiefe der Sünde theologisch ausgelotet und begriffen, daß diese Tiefe nicht schon erreicht ist, wo man des Bösen unmittelbar ansichtig wird, sondern erst dort, wo die Tollheit im Guten sichtbar wird. Darum hielt sie sich fern, als die jüdische Befreiungsbewegung gegen Rom zu den Waffen griff — im Namen Gottes und um des wahren Friedens willen. Weil es im Krieg von 66 bis 70, der mit der Zerstörung Jerusalems endete, auf beiden Seiten um den Frieden als höchstes Gut ging, war dieser Krieg so grausam, erbarmungslos und blutig. Die totalen Kriege werden stets um das total Gute geführt oder um das, was man dafür hält.

Demgegenüber verweist die Weihnachtsgeschichte auf das Kind in der Krippe. Bringt dies Kind das Heil in die Welt, so gehören die Ohnmacht des Menschen und das heilvolle „Fürchtet euch nicht“ unlösbar zusammen. Darum und in solchem Sinn singt der himmlische Chor: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“ Friede kann nicht dort erwartet werden, wo dem Menschen göttliche Ehre dargebracht wird, sondern wo der Gott in der Höhe zu Ehren kommt. Krippe und Windeln als Erkennungszeichen für die Hirten sind ein idyllischer Zug in unserer Geschichte so wenig wie ein sozialkritischer Protest. Wie die Hirten auf dem Felde die gewöhnlichen Menschen sind, so symbolisieren Windeln und Krippe menschliches Wesen schlechthin in seiner Niedrigkeit und Ohnmacht.

Die Menschen sind Bettler, auf Gnade angewiesen, und Gnade wird nur denen zuteil, die Gott die Ehre geben. Die frühen Christen werden angeleitet, allerorten Gott zu bitten, er möge dem Kaiser und seinen Statthaltern Einsicht und politische Vernunft schenken, daß alle Menschen ein friedliches Leben führen können. Aber sie wissen zugleich, daß der Friede Gottes höher ist als alle Vernunft und nur in leere Hände gelegt wird. „Er ist unser Friede“

heißt es deshalb in Epheserbrief, und zwar wiederum in Parodie der Sprache des Kaiserkultes und der politischen Theologie.

Ich gebe euch nicht, wie die Welt gibt

Das bedeutet freilich, daß der Friede, den die himmlischen Heerscharen ausrufen, auch mit den idealsten Vorstellungen des römischen Friedens, der *pax romana*, nicht identisch ist. Dieser Friede ist Abwesenheit von Krieg als Bedingung ökonomischen und sozialen Fortschritts. Er ist, auch in der seither nicht wieder erreichten Vollkommenheit der römischen Kaiserzeit, eines, der Friede Gottes ein anderes. Gottes Friede macht sich gerade nicht von den politischen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten der Menschen abhängig. Er gibt seinen Segen auch inmitten des irdischen Unfriedens, und er hält stand, wo den Menschen angesichts der Brüchigkeit und der ständigen Gefährdung des irdischen Friedens der große Schrecken nicht losläßt. Insofern ist Johannes 14,27 eine authentische Interpretation der Weihnachtsgeschichte: „Meinen Frieden gebe ich euch. Ich gebe euch nicht, wie die Welt gibt. Euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht.“

Dieser weihnachtliche Friede läßt sich nicht konstatieren und nicht herstellen wie der irdische Friede. Er wird darum nur den „Menschen des (göttlichen) Wohlgefallens“ zugesprochen. Denn so schließt die Botschaft des Engelchores, deren Übertragung durch Luther („und den Menschen ein Wohlgefallen“) ebenso unzutreffend ist wie die Wiedergabe in der lateinischen Bibel, die von „Menschen guten Willens“ spricht.

Beide Weisen des Friedens dürfen nicht getrennt werden, aber sie sind wohl zu unterscheiden. Der herstellbare Friede, der Friede des Augustus, gehört nicht in das Glaubensbekenntnis. Ihm haben wir uns zu widmen, als hinge er von uns allein ab. Er bedarf heute mehr denn je des sorgfältigsten politischen Kalküls; denn zum Frieden gibt es, seit wir die atomare Unschuld verloren haben, keine Alternative mehr. Die Kinder des göttlichen Wohlgefallens dürfen sich in der Sorge um diesen Frieden von niemand übertreffen lassen.

Aber sie sind zugleich des Friedens Gottes gewiß. Denn ihnen ist gegeben, in allem Gott allein die Ehre zu geben. Darum sind sie im Frieden geborgen, auch angesichts des irdischen Unfriedens, auch in der Anfechtung durch das eigene Herz, auch im letzten Streit. Und darum werden sie zu keiner Zeit aufhören, wie die Hirten Gott zu loben und zu preisen für alles, was sie gesehen und gehört haben, „wie es denn zu ihnen gesagt war“.

Es ist verständlich, daß die anschauliche Erzählung des Matthäusevangeliums dazu einlud, die Legende weiter wuchern zu lassen, und es war naheliegend, daß sich die Phantasie vor allem auf die Sterndeuter stürzte, die so geheimnisvoll aus einem fernen Land kommen und das Geschehen in Bewegung bringen. Wenn uns heute die Heiligen Drei Könige lebendig vor Augen stehen, verdanken sie dies weniger unserer Erzählung und mehr deren späterer Ausgestaltung. Sie kommen aus einem sagenhaftem Land im Osten, wo die Sonne aufgeht, in das sie auch zurückkehren, und wir erfahren nicht, wie sie hießen, wieviele es sind, ob sie Heiden oder Juden waren, was aus ihnen wurde. Sie werden als 'Magier' (MAGOI) vorgestellt, also mit einem Ausdruck, der von Hause aus eine persische Priesterkaste bezeichnet, die vor allem für die Traum- und Sterndeutung zuständig war. Allerdings war der Begriff längst für Zauberer und Gaukler aller Art üblich geworden, und wenn man auch annehmen darf, daß der Evangelist den Ausdruck ohne negative Akzentuierung verwendet, so war er doch schon den Kirchenvätern suspekt: Nachdem die Magier dem Kind gehuldigt hatten, so hören wir von ihnen, hätten sie ihre magischen Praktiken aufgegeben. Darum kennen wir sie ja auch in der Regel als die Weisen aus dem Morgenlande, die mit frommem Sinn nach Jerusalem ziehen, und in diesem Bild stellt der Evangelist uns die Magier in der Tat als Männer mit überlegener östlicher Weisheit und wundersamem Reichtum vor. Zu Königen wurden sie befördert, weil es bei Jesaja heißt: 'Die Heiden werden zu deinem Lichte ziehen und die Könige zum Glanz, der über dir aufgeht' (Jes 60,3; vgl. Ps 72,10f). Daß es drei waren, meinte man aus den drei unterschiedlichen Gaben entnehmen zu können, doch spricht man auch scherzhaft von den beiden heiligen drei Königen, eine russische Erzählung weiß von dem Geschick eines vierten Königs zu berichten, und in der syrischen Christenheit hat man zwölf Magier verehrt. Die Namen Kaspar, Melchior und Balthasar tauchen im 6. Jahrhundert auf und setzen sich gegen andere Namen durch; bald bekommen sie auch feste ikonographische Merkmale. Als ich Kindern einmal erzählte, vielleicht seien es ja nur zwei Weise aus dem Morgenland gewesen, meinte ein gewitztes Mädchen: Natürlich, denn der Balthasar, der dritte, sei ja schwarz gewesen. Die drei Geschenke hat man später meist allegorisch gedeutet, etwa auf Weisheit, Gebet und Heiligung oder auf Glaube, Liebe und Hoffnung, und neben so frommen Deutungen wirkt der nüchterne Hinweis rührend, der sich gleichfalls bei alten Auslegern findet, das Gold hätte der Armut der Eltern steuern, die Myrrhe die Gesundheit des Kindes fördern und der Weihrauch den Gestank im Stall vertreiben sollen. Wie es der Kaiserin Helena gelang, die Gebeine der Magier aufzufinden, bleibt ihr Geheimnis. In Mailand wurden sie lange Zeit in einer 'Basilika zu den Heiligen drei Königen' verehrt, bis Barbarossas Kanzler Rainald von Dassel sie nach Köln überführte, wo sie bald der Deutschen liebste Könige wurden, und bis heute hat sie keine Revolution aus ihrem goldenen Gehäuse vertrieben.

Phantasie, Volksfrömmigkeit und Folklore haben also ihre Aufmerksamkeit vor allem auf die Magier und ihre kostbaren Gaben gerichtet und Albert Schweitzer erzählt, er habe sich als Kind gefragt, warum Joseph und Maria so arm gewesen seien, da sie doch die königlichen Geschenke zur Verfügung hatten. Die Magier spielen ja auch keine unwichtige Rolle in der Erzählung, obschon man bedenken muß, daß sie auf deren Höhepunkt dem König Herodes eine lange Nase und sich aus dem Staube machen. Aber sie haben den Stern gesehen und sind ihm gefolgt, und sie nehmen uns mit auf ihrem Weg, zunächst nach Jerusalem und zum König Herodes, dann nach Bethlehem zu dem neugeborenen König der Juden. Der Stern, dem sie folgen, ist kein natürlicher Stern, keine Supernova und keine außergewöhnliche Planetenkonstellation. Er ist der Stern der Legende, ein Wunderstern, der den Magiern vorangeht und ihnen zunächst den Weg nach Jerusalem weist, wo er verschwindet. Aber als sie sich nach Bethlehem auf den Weg machen, erstrahlt er von neuem und führt sie sogar zu dem Haus, in dem Maria und Joseph mit dem Kind wohnen. Er ist also ein Wegweiser, der mit unterwegs ist, und wenn er mitten am Tage heller als die Sonne strahlt, so ist deutlich, daß er zugleich das Geschehen von Bethlehem, die Geburt des Königs der Könige und ihn selbst repräsentiert gemäß dem Wort des Propheten Bileam - das ist der mit der sprechenden Eselin - : 'Es wird ein Stern aus Jakob aufgehen und ein Szepter aus Israel aufkommen' (4Mose 24,17). Als die Zeiten sich wendeten, so lesen wir schon zu Beginn des 2. Jahrhunderts bei Ignatius von Antiochien, "erglänzte ein Stern am Himmel, heller als alle Sterne, und sein Licht war unsagbar stark, und seine Neuheit erregte Befremden. Alle übrigen Sterne umstanden im Chor mit Sonne und Mond

den Stern, aber er überstrahlte sie alle mit seinem Licht' (IgnEph 19,2). Von Anfang an also war der Stern transparent für den, zu dem er hinführte, sein Licht Abglanz des ewigen Lichtes, das in die Welt gekommen. Dies Licht bringen die Magier nicht in die Welt, sie folgen ihm nur und huldigen ihm, und es ist zweifelhaft, ob man sie, wie es oft geschieht, wenigstens insofern mitten in die Erzählung stellen darf, als mit ihnen die ersten *Heiden* das Kind anbeten. Wer sie eigentlich sind, erfahren wir ja gar nicht. Waren sie Heiden? - aber welches Interesse sollten Heiden daran haben, dem König der Juden zu huldigen? Oder waren sie Juden? - aber die hätten schwerlich von dem 'neugeborenen König *der Juden*' gesprochen. Am nächsten liegt es, sie der großen Zahl der 'Gottesfürchtigen' zuzuordnen, also der Heiden, die sich der Synagoge angeschlossen haben, ohne durch die Beschneidung zum Judentum überzutreten; sie sind also mit dem Kämmerer aus dem Mohrenland zu vergleichen, einem heidnischen Eunuchen, von dem wir in Ag 8,26-39 erfahren, er sei nach Jerusalem gereist, dort anzubeten. Nachdem sie dem Kind gehuldigt haben, kehren sie nach Hause zurück, aber als sie den Schauplatz geräumt haben, begegnen das Kind und der König Herodes weiterhin, und diese beiden werden in jeder der sieben Szenen ausdrücklich genannt. Das ist nicht zufällig, und tatsächlich müssen wir den Sinn unserer Erzählung aus dem Gegenüber des neugeborenen Königs, dessen Stern aufgegangen ist, zu Herodes erschließen, dessen Stern längst untergegangen war, als der Evangelist unsere Erzählung aufschrieb.

Um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Christus hatte das jüdische Geschlecht der Hasmonäer oder Makkabäer die Unabhängigkeit Palästinas von syrisch-seleukidischer Herrschaft erkämpft und rund 100 Jahre bewahrt. Dann besetzten die Römer das Land und übertrugen die Staathalterschaft dem Antipater, einem Halbjuden von der Halbinsel Sinai, die von den Hasmonäern zwangsjudaisiert worden war. Herodes war sein Sohn und sein Nachfolger. Er erhielt im Jahre 40 in Rom den Königstitel und herrschte von Roms Gnaden fast 4 Jahrzehnte unangefochten in einem vergrößerten Palästina, einem neuen Davidsreich, indem er sehr geschickt von Antonius zu Augustus wechselte, dessen Vertrauen er lebenslang behielt, weil er die Friedenspolitik des Kaisers bedingungslos unterstützte und in Palästina, dem neuralgischsten Punkt des römischen Weltreichs, die *pax romana* verwirklichte und für Frieden zwischen den unterschiedlichen Völkern und Kulturen sorgte. Er baute in Jerusalem einen neuen Tempel, dessen gewaltige Grundmauern wir noch heute bewundern; kein Kaiserbild war im jüdischen Land zu sehen, keine Münze mit dem Bild des Kaisers hat er prägen lassen, und die zahlreichen Juden im römischen Reich verdankten ihm Schutz und Sicherheit. Zugleich förderte er die hellenistischen Städte in und auch außerhalb seines Herrschaftsgebietes, baute Theater, errichtete Tempel für den Kaiserkult, unterstützte die olympischen Spiele, richtete selbst in Jerusalem Wagenrennen und Tierhetzen aus. Auch in Syrien und Jordanien stoßen die Reisenden auf seine Spuren. Und wenn wir hören, daß er sein Tafelgeschirr verkaufte, um einer Hungersnot zu begegnen, dann verstehen wir, daß man ihn den 'Großen' nannte und daß er im heutigen Israel nicht von ungefähr zu einer Symbolfigur wurde.

Nun wissen wir, daß die Kaiser ihre Friedenspolitik dadurch überhöhten, daß sie für sich kultische Verehrung in Anspruch nahmen. Der irdische Frieden wurde zum ewigen Frieden, das politische Handeln zum göttlichen Heilshandeln erhoben. Augustus ließ sich als Herr und Heiland der Welt preisen und huldigen; seinem Bild wurden allerorten Opfer dargebracht. In Entsprechung zu ihm hat auch Herodes seine Herrschaft als messianische Herrschaft aufgefaßt. Augustus ist der Heiland der Welt, Herodes verstand sich als Heiland in Palästina, als Messias der Juden, als der Sohn Davids, als Bringer des Gottreiches. Und im Hinblick auf diesen Anspruch hat er nach Art eines orientalischen Despoten seine Macht abgesichert. Seine erste Frau Mariamne war eine Hasmonäerin; er hatte sie geheiratet, um seine Herrschaft zu legitimieren. Als er fest im Sattel saß, hat er das Geschlecht der Hasmonäer mit Stumpf und Stiel ausgerottet. Auch Mariamne und alle eigenen Kinder aus der Ehe mit ihr ließ er umbringen, so daß den Zeitgenossen der Bericht vom Kindermord zu Bethlehem nicht unglauwürdig erschienen ist. Mißtrauen beherrschte ihn, sein Sicherheitsdienst war allgegenwärtig und seine Spitzel lieferten täglich ihre Informationen. Er genoß die Grausamkeiten seines Regiments nicht, aber er hielt sie um des guten Zweckes willen, den Frieden in seinem Land zu erhalten, für heilig.

Daß deshalb sein Charakterbild in der Geschichtsschreibung schwankt, kann man schon bei seinen Zeitgenossen beobachten. Unsere Erzählung aber zeigt sich nicht an seinem Charakter interessiert. Indem sie Herodes und das Kind gegenüberstellt und den Wunderstern über Jerusalem erlöschen, über dem Haus in Bethlehem aber wieder aufstrahlen läßt, rückt sie Herodes als Repräsentanten jener politischen Mächte in den Blick, die sich als höchste Macht verstehen, zuständig für das Heil der Menschheit, die glauben, die Geheimnisse des Lebens entschleiern zu haben und darum auch über Gedanken und Herzen regieren zu dürfen, die in solcher Weise politisches Handeln zur sinngebenden Instanz des Daseins machen und ihm unbedingtes Gewicht verleihen. Herodes ist Repräsentant des totalitären Weltanschauungsstaates, den man bejahen muß, weil er es mit allen gut meint, und dem man zubilligen muß, daß er im Dienst am Großen und Ganzen das widerständige Kleine aus dem Wege räumt und in seiner Weisheit den Toren und den Widersachern den Garaus macht. Als unsere Geschichte erzählt wird, lag Jerusalem schon in Trümmern, und dem Erzähler stehen die Zeloten vor Augen. Sie, die den verhängnisvollen Aufstand gegen Rom angezettelt hatten, waren zwar schroffe Gegner der romfreundlichen Politik des Herodes gewesen, aber genauso wie er wollten sie sich mit dem politisch Möglichen nicht bescheiden, sondern unternahmen das Unmögliche, das Reich Gottes auf Erden zu errichten. Wir haben es in unserer Generation in unserem Land zweifach erlebt, wohin solche unbescheidene Selbstüberhöhung des Politischen führt. Wer sich nicht das Beste, das möglichst Gute zum Ziel setzt, das oft nur das kleinere Übel ist, sondern wer das Ganz Gute will, muß früher oder später scheitern, und was zurückbleibt, sind zertrümmerte Städte, gekränkte Herzen und verwahrloste Seelen. So war es im ersten, so ist es im zwanzigsten Jahrhundert. Offenbar kann der Mensch, der gegen seine Begrenztheit anläuft, nur sehr wenig aus menschheitlichen Erfahrungen lernen, und immer von neuem meint er, endlich die richtigen Mittel und Wege zum glücklichen Ziel gefunden zu haben, das die Generationen vor ihm noch verfehlten.

Daß dies kein Problem allein der Mächtigen und der Machthaber ist, erkennen wir an den Magiern. Haben wir in ihnen mit Recht 'Gottesfürchtige' erkannt, so möchte der Evangelist Matthäus die frommen Magier den gottesfürchtigen Heiden der Synagoge seiner Tage, als diese nach der jüdischen Katastrophe genötigt wurden, die Synagoge zu verlassen, als Beispiel und Vorbild vor Augen stellen und sie einladen, Jesus zu huldigen und sich der christlichen Gemeinde anzuschließen. Aber wie die Magier ist jeder Mensch unterwegs nach Jerusalem oder nach Bethlehem, zum König oder zum Kind. Diese Entscheidung ist nicht die zwischen Gut und Böse, zwischen Moral und Unmoral, wohin wir Menschen gerne die letzte Entscheidung verlegen, weil wir uns diesem Maßstab im allgemeinen gewachsen glauben. Es ist vielmehr die Entscheidung darüber, ob der Mensch das Werk seiner Hände zum letzten Inhalt und höchsten Sinn seines Lebens macht, so daß er aus dem Guten, das er tut, lebt oder an dem Bösen, das er wirkt, verdirbt. Ob seine Gedanken höchste Gedanken sind oder ob er gar nicht viel weiß, ob er schwach sein darf oder immer stark sein muß, ob er Unrecht haben darf und schuldig werden kann oder fern aller Vergebung immer im Recht sein muß, ob er scheitern darf oder nicht. Es ist die Entscheidung zwischen dem Menschen, der alles in seiner Hand haben muß, weil keine Hand ihn hält, und dem Menschen, der sich gehalten weiß, auch wo ihm alles entgleitet.

Auf dem Weg zum Kind erfährt der Mensch seine Ohnmacht, seine Fehlsamkeit, seine Schwäche, seine Unwissenheit. Auf diesem Weg wird die Gnade zur Stärke der Schwachen entsprechend dem Wort: Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr das Reich Gottes nicht sehen. Die beiden Festkreise der Christenheit stellen nicht menschliche Größe und Kraft heraus, sondern Niedrigkeit und Nichtigkeit, das Kind und das Kreuz. Sie stellen damit heraus, daß menschliches Dasein, wo es in seine Wahrheit kommt, nicht gründet im menschlichen Werk, sondern in göttlicher Gnade, nicht im Haben und Halten, sondern im Gehalten-Werden, nicht im Verfügbaren, sondern im Unverfügbaren. So verstanden ist der Stern, der den Magiern den Weg nach Bethlehem weist, der Wegweiser, der die Menschen in ihre Wahrheit führen will. Die alten Maler haben nicht von ungefähr das Kind in das Licht des Wundersterns gestellt und die Menschen um die Krippe in den Widerschein dieses Lichtes.

Darum haben wir auch in unseren Tagen Grund zu bedenken, was Jochen Klepper im letzten Krieg in dieser Stadt dichtete

Die Feier ward zu bunt und heiter
mit der die Welt dein Fest begeht.
Mach uns doch für die Nacht bereiter,
in der dein Stern am Himmel steht.

Und vielleicht dachte er in jenen vorweihnachtlichen Tagen des Jahres 1942, als sich sein Weg in der finsternen Zeit eines herodianischen Übermutes schmerzlich vollendete, an die weihnachtliche Strophe eines Coburger Dichters aus der Zeit des 30jährigen Krieges mit dem beziehungsvollen Namen Kaspar Nachtenhöfer:

In diesem Lichte kannst du sehen
das Licht der klaren Seligkeit;
wenn Sonne, Mond und Stern vergehen,
vielleicht noch in gar kurzer Zeit,
wird dieses Licht mit seinem Schein
dein Himmel und dein alles sein.